

Insel Verlag

Leseprobe



Blubacher, Thomas
Wie es einst war

Schönes und Wissenswertes aus Großmutter's Zeiten

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4272
978-3-458-35972-2

insel taschenbuch 4272

Thomas Blubacher

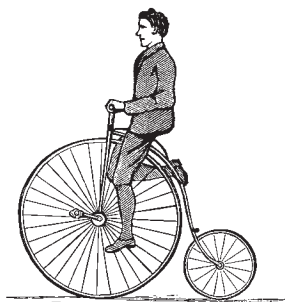
Wie es einst war



Thomas Blubacher

Wie es einst war

SCHÖNES UND
WISSENSWERTES AUS
GROSSMUTTERS ZEITEN



Insel Verlag

Die Zitate von Thomas Mann auf S. 123 und Egon Erwin Kisch auf S. 155 f.
stammen aus:

Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie. S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main 1989. © S. Fischer Verlag, Berlin 1901
Egon Erwin Kisch, Der rasende Reporter. In: Gesammelte Werke
in Einzelausgaben. Band 6 © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1972.

Umschlagabbildungen: shutterstock

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4272

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2013

© Thomas Blubacher 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: glanegger.com

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35972-2

Wie es einst war

VORWORT

Ein jedes Ding hat seine Zeit. Vieles, was vor hundert Jahren den Alltag prägte, ist heute verschwunden und vergessen. Darunter findet sich manch Kurioses oder Entbehrliches: Ob ein Korsett hilfreich und hübsch ist, darüber mögen die Ansichten der eingeschnürten Trägerin und ihres Betrachters auseinandergehen, doch wohl keiner wird sich nach der Mühsal des Waschtages oder nach Tätzen mit dem Rohrstock zurücksehen. Vor allem aber will dieses Buch Schönes und Wissenswertes ins Gedächtnis rufen: Gerätschaften, Artefakte, Berufe, Kenntnisse, Wertvorstellungen, Gerichte und Bräuche, die in den 1910er und frühen 1920er Jahren zum Leben auf dem Bauernhof, der Arbeiterfamilien oder des wohlhabenden Großbürgertums in der Stadt gehörten – vom Handwerk des Besenbinders und Punzers, von Brausepulver, Kaffeemühle und Blechspielzeug über Paternoster, Taschenuhr und Weißwäsche hin zu Seelenwärmer und Sommerfrische sowie universal einsetzbaren Heilmitteln wie Brennessel und Holunder. Und ganz nebenbei erfährt man auch noch, was es mit dem Guten Heinrich, der Storchentüte oder dem Zupfgeigenhansel im Affen des Wandervogels auf sich hat. Was für unsere Urgroßeltern selbstverständlich war, unsere Großeltern noch kannten, heute aber selten geworden oder sogar in Vergessenheit geraten ist – hier wird in über 350 Artikeln daran erinnert.

AALSUPPE Wer glaubt, süßsaures Essen kenne man bei uns erst seit Verbreitung der China-Restaurants, hat wohl noch nie »Göösküül söötsuur«, also süßsaure Gänsekeule, Holsteiner Sauerfleisch oder eben eine echte Hamburger Aalsuppe gekostet, die spätestens seit dem 18. Jahrhundert bekannt und zumindest im Norden der Republik auch heute noch so beliebt ist wie zu Zeiten unserer Großeltern. In der Hansestadt bekommt das oft mit Mehl- oder Schwemmklobchen angereicherte Gericht aus Fleischbrühe, Aalfilet, Erbsen, Sellerie, »Aalkruut« (worunter man je nach Rezept ein Bündel aus Bohnenkraut, Dill, Estragon, Korbil, Majoran, Petersilie, Salbei, Thymian oder anderen Kräutern versteht) durch in Zucker und Weißwein gekochte frische Birnen, Backpflaumen oder anderes Backobst eine spezielle süßsaure Note. In anderen Gegenden schmeckt die Aalsuppe hingegen eher säuerlich und wird folglich auch »Sur Supp« genannt. Kurioserweise ist der namensgebende fettreiche Fisch, der 2009 vom Verband Deutscher Sportfischer e. V. bereits zum zweiten Mal zum »Fisch des Jahres« gekürt wurde, in manchen Rezepten gar kein zwingender Bestandteil, an seiner Stelle finden auch Forellenfilets oder gar Speckstücke Verwendung. Und so hält sich sogar hartnäckig das Gerücht, Aalsuppe bestehe grundsätzlich aus allem (plattdeutsch: aal), aber nie aus Aal, obschon bereits Bartels 1831 in Hamburg erschienenenes »auf vieljährige Erfahrung begründetes Kochbuch für den bürgerlichen Haushalt« mit dem schönen Titel *Die allezeit fertige Hamburger Köchin* für zwölf Portionen Aalsuppe mit drei Aalen rechnete.

ABAKUS War der Abakus in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts zumindest als Rechenhilfe für Kinder noch weit verbreitet, weiß ihn heute kaum mehr jemand zu benutzen. Im asiatischen Raum hingegen ist er noch immer gebräuchlich und der Umgang mit ihm fester Bestandteil des Schulunterrichts. Die Bezeichnung dieses schon vor drei Jahrtausenden bekannten mechanischen Rechenmittels stammt wohl aus dem Griechischen, wo *ábax* oder *ábakos* Tafel, Brett bedeutet, leitet sich vielleicht aber auch vom phönizischen Wort *abak* her, mit dem man zum Schreiben auf eine Fläche gestreuten Sand bezeichnete. Der römische Handabakus bestand aus einer Bronzeplatte mit Schlitzen, in denen kleine Nägel, *claviculi*, verschoben werden konnten. Wie schon beim russischen *Stschoty* handelt es sich bei dem bei uns gebräuchlichen Abakus gewöhnlich um einen Holzrahmen mit Stäben, auf denen durchbohrte Holzkugeln oder Glasperlen hin- und hergeschoben werden können. Durch ihre jeweilige Position stellen sie eine bestimmte Zahl dar. Möchte man nun eine weitere Zahl addieren oder subtrahieren, verschiebt man die entsprechenden Kugeln und kann anhand der neuen Kugelposition das Ergebnis schnell und einfach ablesen.

ADEL Nicht wenig Raum nahm bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in den Benimmbüchern die Frage nach der korrekten Anrede adeliger Personen ein. Angehörige königlicher Häuser wurden mit »Königliche Hoheit«, souveräne Herzöge mit »Hoheit« angesprochen. Jene Mitglieder fürstlicher Familien, die nicht den → Titel »Durchlaucht« führen dürfen, seien als »Fürstliche Gnaden« anzusprechen, erklärt etwa Eustachius Graf Pilati in der 1907 erschienenen dritten Auflage seiner *Etikette-Plaudereien*, rät aber, »da man besser thut, Jemandem lieber zu viel Ehre als zu wenig zu erweisen, und da sehr Wenige wissen, welchem Prin-

zen der Titel ›Durchlaucht‹ eigentlich zusteht«, dazu, alle Mitglieder fürstlicher Häuser mit »Durchlaucht« zu titulieren. »Hochgeboren« sei der korrekte Titel der Grafen von niederem Adel, die Oberhäupter einiger zum hohen Adel gehörender gräflicher Familien nenne man hingegen »Erlaucht« ...

Obschon der Adel in Deutschland bis heute von vielen als eine exklusive Schicht mit distinguierenden Umgangsformen, oft gar als eine Art Parallelgesellschaft wahrgenommen wird, existiert er als bevorrechtigter Stand seit fast einhundert Jahren nicht mehr. Im November 1918 endete mit dem Beginn der Weimarer Republik und der Abdankung Kaiser → Wilhelms II. die → Monarchie, und der Adel verlor damit in Deutschland seinen Herrschaftsanspruch. In der sogenannten Weimarer Verfassung, der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919, wurden die »öffentlich-rechtliche[n] Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes« aufgehoben, die bisherigen Titel zum bloßen Bestandteil des bürgerlichen Familiennamens degradiert. Nach einer Entscheidung des Reichsgerichts vom 10. März 1926 dürfen die geschlechtsspezifischen Varianten allerdings weiter verwendet werden. Heiratet eine Frau also einen Herrn mit dem Nachnamen Prinz von Baden, steht in ihrem Reisepass der Nachname Prinzessin von Baden. In Österreich wurde der Adel am 3. April 1919 explizit aufgehoben und das Führen von Adelsbezeichnungen gar unter Strafe gestellt. So ist selbst der Enkel des letzten Kaisers heute schlicht ein »Herr Habsburg-Lothringen«. In beiden Ländern werden die traditionellen Titel indes auch heute noch gelegentlich als höfliche Anrede benutzt, und in Deutschland führen manche Angehörige ehemals adeliger Familien sogar namensrechtlich nicht mehr existente Adelstitel weiter. So berichtet die Regenbogenpresse ebenso häufig wie falsch von »Fürstin Gloria«, wenn eigentlich Gloria Prinzessin von Thurn und Taxis gemeint ist.

In der Bundesrepublik haben sich zahlreiche »Adelige« in privatrechtlich organisierten Adelsverbänden zusammengeschlossen. Wer Mitglied werden will, muss in einer rechtsgültigen Ehe seines adeligen Vaters zur Welt gekommen sein. »Adelige« und »nichtadelige« Träger adeliger Nachnamen, wie zum Beispiel Adoptierte oder Angeheiratete, werden penibel unterschieden, um die soziale Abgeschlossenheit des »historischen Adels« zu erhalten. »Adel verpflichtet«, lautet zwar noch immer die Devise, doch offenbar nicht zur Gleichbehandlung der Geschlechter: Das veraltete, öffentlich-rechtlich längst irrelevante »Adelsrecht« und spezielle »Hausgesetze« mit restriktiven Heiratsregeln diskriminieren vor allem weibliche Abkömmlinge.

AFFE So nannte man umgangssprachlich den Tornister der → Wandervögel: einen rechteckigen Holzrahmen, bespannt mit Rinderfell und innen ausgeschlagen mit Stoff. Neben Wäsche und Verpflegung enthielt der Affe, auf den man einen Mantel oder eine Decke sowie das Kochgeschirr schnallte, den unentbehrlichen → Zupfgeigenhansel und nicht selten auch Gedichtbände von Hölderlin oder Rilke – auch dann noch, als man nicht mehr durch die Wälder streifte, sondern in die Schützengräben zog. Im Ersten Weltkrieg wurde der Heerestornister aufgrund von Ledermangel aus schilfgrünem oder grauem Baumwollstoff mit weißem Innenbezug aus Leinen hergestellt; die Schweizer Armee kannte für ihre Offiziere eine mit Seide ausgeschlagene Variante. Heute nennt man den Tornister in der Bundeswehr »große Kampf tasche«.

ALT-HEIDELBERG »Wir behalten uns, Käthie. Ich vergesse dich nicht und du mich nicht. Wir sehen uns nicht wieder, aber wir vergessen uns nicht. Meine Sehnsucht nach Heidelberg war die

Sehnsucht nach dir, – und dich hab' ich wiedergefunden. (Küsst sie lange.) Leb wohl, Käthie. (Er geht.)« *Alt-Heidelberg*: Die Liebesgeschichte zwischen dem Erbprinzen Karl-Heinrich, der sich zu Studentenzeiten in Heidelberg in die einfache Gastwirtstochter Käthie verliebt, dann aber eine standesgemäße Ehe eingehen und den Thron besteigen muss, war in der Jugendzeit unserer Großeltern eines der meistgespielten Theaterstücke. Erstmals aufgeführt wurde die von Wilhelm Meyer-Förster verfasste Schnulze 1901 in Berlin. Sie machte die Neckarstadt in der ganzen westlichen Hemisphäre bekannt, wurde mehrfach verfilmt (auch *Der Prinz aus Zamunda* mit Eddie Murphy, der 1988 in die Kinos kam, ist eine ins gegenwärtige New York verlagerte Adaption dieser Geschichte) und diente als Vorbild für die 1924 am Broadway uraufgeführte amerikanische → Operette *The Student Prince* von Sigmund Romberg, deren Duett »Deep in My Heart, Dear« unzählige Male umgedichtet und neuvertont wurde. Bertolt Brecht freilich nannte 1920 in einer Theaterkritik für die Zeitung *Der Volkswille* das Rührstück respektlos ein »Saustück« und konzidierte angesichts empörter Reaktionen: »Im Ausdruck können Zugeständnisse gemacht werden. Statt Saustück kann Schweinstückchen geschrieben werden.«

AMEISLER Ameisler sammelten in Mitteleuropa bis in die 1920er Jahre, in Niederösterreich sogar bis in die 1970er Jahre, die Puppen der Wald- und Hügellameisen, trockneten sie in einem Dörrhaus und verkauften sie als Futter für in Käfigen gehaltene Singvögel. Zwar trugen sie zum Schutz hochgezogene Strümpfe und rieben die Hände mit dem Saft des → Holunders ein, doch blieben Ameisenbisse nie aus und machten die Arbeit äußerst unangenehm. Das Einsammeln der Puppen war zudem eine aufwendige Arbeit. Zuerst hob man die obere Schicht des

Ameisenhügels, in der die Eier wegen der Sonnenwärme gelegt werden, ab und siebte sie durch. Größere Zweige und Blätter blieben hängen, in einem Tuch sammelte man den ganzen Rest, darunter auch die Emsen – dieser poetische Name hat übrigens den gleichen etymologischen Ursprung wie das Adjektiv »emsig« – und ihre Puppen. Mit Hilfe von Reisig, den man in die Ecken des Tuches legte, trennte man die Puppen vom Rest: Nachdem die Ameisen sie dorthin in Sicherheit gebracht hatten, konnte man die Ameisen selbst und sämtliche übrige Kleinteile aus der Mitte des Tuches entfernen, so dass nur noch die Puppen im Reisig übrig blieben. Eine andere Methode der Ameisler beschreibt der auch »Waldschmidt« genannte bayerische Heimatschriftsteller Maximilian Schmidt: »Dieselben suchen sich fürs erste einen Ort mit fließendem Wasser aus. An dessen Rand wird eine kleine Fläche mit einem seichten Graben umgeben und in diesen das Wasser ein- und herumgeleitet, so daß es beim Ausgang wieder ins alte Bett fließen kann und gewissermaßen eine Insel gebildet ist. In der Mitte dieses so abgeschlossenen Platzes werden eine oder mehrere Gruben von Handhöhe gegraben, die mit Taxen zugedeckt werden, damit es darunter kühl und schattig ist.« Nun entleerten die Ameisler die Säcke, in die sie ganze Ameisenhaufen geschaufelt hatten. »Es ist wirklich rührend, mit welcher Geschäftigkeit diese Tierchen die anvertraute Brut so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen suchen. Aber die armen Geschöpfe arbeiten ihren Räubern in die Hände. Gegen Abend werden die gesammelten Eier in das mitgebrachte Behältnis geschüttet, der Eingang des Wassergrabens wird verstopft, damit die betrogenen Tierchen nicht wieder abziehen können [...].« Wer es sich besonders bequem machen wollte, hatte einen mit Reisig gefüllten Hut in die Grube gelegt und konnte die Puppen so mit einem Griff entnehmen.

Neben Ameisenpuppen vertrieben die Ameisler auch »Amasgeist«, der aus in Spiritus angesetzten Waldameisen bestand, gegen Rheumatismus half und auch als Aphrodisiakum angewendet wurde, sowie kleine Harzkörner, die sie bei der Sammelarbeit aufgelesen hatten und die als Weihrauchersatz Verwendung fanden. Pro Tag sammelte ein Ameisler etwa fünf Kilo Ameisenpuppen und verdiente damit in den 1920er Jahren besser als so mancher Handwerker. Da die Tätigkeit der Ameisler für die Kolonien der heute unter Naturschutz stehenden Waldameise zerstörerisch ist, hat man in Deutschland das Sammeln von Ameisenpuppen wie überhaupt das »Beeinträchtigen des natürlichen Treibens der Waldameisen« schon vor Jahrzehnten untersagt, und so importiert man »Ameiseneier«, wie die Puppen genannt werden, heute vorwiegend aus Skandinavien und Osteuropa.

AMME »Ihre Brüste müssen die Eigenschaften haben, die sie zum Säugungsgeschäft fähig machen; sie müssen also gut gebaut, nicht zu fett und strotzend, nicht hart und knotig, nicht zu schlaff und flach seyn; die Warzen müssen rein und gehörig gebildet, weder zu klein noch zu groß seyn, und die Milch sich leicht aus denselben bei dem Saugen ergießen, ohne auszufließen. Beide Brüste müssen gleichmäßig gebildet seyn, damit sie an beiden stillen kann«, hieß es 1828 im *Encyclopädischen Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften*, das auch davon abriet, rothaarige Ammen einzustellen, denn diese »empfehlen sich aus dem Grunde nicht, weil sie meistens einen falschen Charakter und nebenbei übelriechenden Schweiß haben«. Es war also schon im 19. Jahrhundert für wohlhabende Eltern nicht ganz einfach, die ideale Amme zu finden. Nicht nur verheiratete Frauen arbeiteten als Lohnammen, sondern oftmals auch ledige Mütter, die dadurch eine Chance hatten, gesellschaftlich aufzusteigen.

gen. Mitunter wurde das Kind zu ihnen in Pflege gegeben, in der Oberschicht wurden sie in der Regel fester Bestandteil des Hausgesindes, innerhalb dessen sie freilich eine besondere Stellung einnahmen. Das oft herzliche Verhältnis zwischen Kind und Stillmutter dauerte oft ein Leben lang an. Erst im Laufe der 1920er Jahre ging das Stillen der Säuglinge durch Lohnammen in Deutschland zurück, als → Frauenmilchsammelstellen und Verbesserungen in der Herstellung künstlicher Baby-nahrung – bereits 1865 hatte Justus von Liebig eine »Suppe für Säuglinge« entwickelt – das Ammenwesen ablösten.

ANTARKTIS Als »Goldenes Zeitalter« der Antarktisforschung bezeichnet man die Zeit zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und den frühen 1920er Jahren, als Höhepunkt gilt das Jahr 1911: Im Wettlauf, wer als Erster den geografischen Südpol erreiche, setzte sich am 14. Dezember die fünfköpfige Gruppe um den Norweger Roald Amundsen durch. Der Brite Robert Falcon Scott erreichte den Südpol mit seinen vier Begleitern 34 Tage später; alle fünf starben auf dem Rückweg an Hunger und Kälte.

ANTHROPOSOPHIE Der Begriff, wörtlich übersetzt die »Weisheit vom Menschen«, war schon im 16. Jahrhundert bekannt, doch erst 1909 verwendete ihn Rudolf Steiner (1861-1925) für seine spirituelle Erkenntnislehre. Seitdem hat sich Steiners »kosmologische« Anschauung vom Menschen, die zugleich Methode zur Erforschung des Übersinnlichen sein sollte und neben fernöstlichen Lehren, christlicher Mystik und idealistischer Philosophie auch die Weltanschauung Goethes und naturwissenschaftliche Erkenntnisse ihrer Zeit verband, weltweit verbreitet. Dabei sollte sie nicht nur dem einzelnen Menschen Orientierung bieten, sondern Impulse für alle Gebiete der Kultur geben. 1912 wur-

de in Köln die Anthroposophische Gesellschaft gegründet, 1913 begann man im schweizerischen Dornach mit dem Bau des sogenannten Goetheanums, das als Zentrum dieser neuen Gesellschaft dienen sollte und wo man bis heute ab und an – weltweit einmalig – den ungekürzten *Faust* sehen kann. Emil Moll, Generaldirektor der Zigarettenfabrik »Waldorf-Astoria«, rief 1919 in Stuttgart für die Kinder seiner Arbeiter die erste Waldorfschule ins Leben. Und die 1921 gegründete Pharmafirma Weleda AG stellt bis heute anthroposophische und homöopathische Arzneimittel her.

ARBEITERWOHLFAHRT Als Reaktion auf → Hunger, Mangelernährung und Wohnungsnot gründete die SPD, damals die stärkste Fraktion in der Nationalversammlung, 1919 einen eigenen Wohlfahrtsverband, die Arbeiterwohlfahrt. Sie organisierte Ferienverschickungen für unterernährte Kinder, eröffnete Beratungsstellen und Einrichtungen wie Volksküchen zur Massenpeisung oder Näh- und Flickstuben zur Abhilfe des Bekleidungsmangels. Finanziert wurden diese vielfältigen sozialen Dienste zunächst durch Spenden- und Sammelveranstaltungen; ab 1925 veranstaltete die AWO auch eine eigene Lotterie und verkaufte Arbeiter-Wohlfahrtsmarken. Heute gehört die 1933 aufgelöste und 1946 als parteipolitisch und konfessionell unabhängige Organisation neugegründete Arbeiterwohlfahrt zu den sechs Spitzenverbänden der Freien Wohlfahrtspflege in Deutschland.

ATLANTIKFLUG Am 14. Juni 1919 starteten John Alcock und Arthur Witten Brown um 13:45 Uhr Ortszeit in St. John's im kanadischen Neufundland. Obschon sie sich ohne Radar oder GPS allein am Stand von Sonne und Sternen zu orientieren hatten und Brown während des Fluges mehrere Male aus dem Cockpit

auf die Tragfläche der zweimotorigen Vickers Vimy, eines eigens für die spektakuläre Ozeanüberquerung umgebauten Bomberflugzeugs, klettern musste, um Eisklumpen von den Vergasermotoren abzuschlagen, erreichten die zwei Engländer nach mehr als 16 schlaf- und toilettenlosen Stunden glücklich die andere Seite des Atlantiks. In der Nähe des irischen Clifden in Connemara gruben sich die Räder ihres Flugzeugs in den Sumpf des Derrygimlagh-Moores und es kam mit der Nase im Dreck zum Stillstand, doch die beiden Helden überstanden diese Bruchlandung unverletzt und wurden am folgenden Tag von George V. zum Ritter geschlagen.

AUFGEBOT Mit dem im Jahr 1215 durch das vierte Laterankonzil eingeführten Aufgebot wurde die Öffentlichkeit über eine bevorstehende Hochzeit informiert, damit jeder, der von möglichen Ehehindernissen, wie etwa einer bereits existierenden → Ehe, wusste, diese rechtzeitig melden konnte. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen musste der Priester die drei vorgeschriebenen Aufrufe zur Eheverkündigung im Hochamt von der Kanzel verlesen. Im Anschluss an den ersten Aufruf kamen Freunde und Bekannte der Brautleute im Haus der Brauteltern zur sogenannten Letsch zusammen, einem Umtrunk, der gewöhnlich von mittags bis nachts dauerte. Später genügte die einfache Verkündigung in der Kirche, schließlich auch ein öffentlicher Anschlag. Doch nicht nur die Kirche, auch der Staat forderte seit Einführung der Zivilehe ein Aufgebot – die ersten zivilrechtlichen Trauungen wurden in den 1850er Jahren durchgeführt, 1876 in ganz Deutschland staatliche Standesämter eingerichtet. Heute erlauben digitale Melderegister eine einfache und schnelle bundesweite Überprüfung eventueller Ehehindernisse per Mausclick, so dass das Aufgebot seinen Sinn verloren hat und es in Deutschland

1998 durch die sogenannte Anmeldung zur Eheschließung ersetzt wurde.

AUSDRUCKSTANZ Als Gegenbewegung zu den erstarrten Formen des klassischen Balletts und aus der Sehnsucht nach ganzheitlichem Erleben und nach Selbstentfaltung durch Tanz entstand um 1910 der moderne Ausdruckstanz, in dem Körper, Seele und Geist in Einklang gebracht werden sollten. Wichtige Vertreter dieser international auch unter dem Namen »German Dance« bekannt gewordenen Tanzkunst waren → Isadora Duncan und Emil Jaques-Dalcroze. Die Verbreitung dieser neuen Bewegungsform fand dabei nicht nur auf Bühnen statt, sondern auch in einer Vielzahl neu gegründeter Tanzschulen, wie in Jaques-Dalcrozés Schule für Rhythmische Gymnastik in Hellerau bei Dresden. Zu einem Zentrum des Ausdruckstanzes wurde auch der → Monte Verità, auf dem Rudolf von Laban lehrte und arbeitete. Man trat im schlichten Tanzkleid auf oder in stilisierten Kostümen und archaisch anmutenden Masken, manchmal aber auch nackt, tanzte zu Trommelschlägen oder sogar ohne Musik. Auf der Suche nach Authentizität und dem »echten« und »reinen« Ausdruck rückten individuelle Bewegung, Improvisation und Einzeltanz in den Vordergrund, geprägt durch starke Persönlichkeiten wie Mary Wigman und ihren zum »absoluten Tanz« gesteigerten Solotanz oder Harald Kreutzberg. Das tänzerische Bühnengeschehen war in jenen Jahren in Deutschland noch weitgehend von Frauen geprägt, der Tänzer – trotz international umjubelter Stars wie → Vaslav Nijinsky – die oftmals a priori negativ bewertete Abweichung. So veranlassten die Auftritte Kreutzbergs einen Berliner Kritiker noch Mitte der 1920er Jahre zu der Frage, ob ein tanzender Mann nicht »widernatürlich« sei, da man »unwillkürlich das Gefühl von Degeneration und Verweiblichung« habe.

AUSSTEUER Sie war der Schatz jeder Hausfrau. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts war es üblich, dass junge Frauen bis zur → Ehe die Ausstattung für ihren künftigen Haushalt zusammenhaben mussten, groß genug, um für die Eheleute und ihre hoffentlich bald wachsende Familie ein Leben lang auszureichen. Sie bestand aus der Weißwäsche, also Betttüchern und -bezügen, Tischdecken, Servietten, Küchentüchern, Schürzen, Nachthemden und Leibwäsche, die die Mädchen in der Regel selbst gefertigt und mit gestickten Ornamenten und Monogrammen aus den Anfangsbuchstaben ihres Mädchennamens versehen hatten. In wohlhabenden Familien holte man dafür eine → Weißnäherin, denn schon die Aussteuer eines guten, aber einfachen Haushalts enthielt unter anderem zwei Dutzend Leintücher und fast ebenso viele Oberleintücher, vier Dutzend Kopfkissenbezüge, zwei Dutzend Bettbezüge, 18 Tischtücher und 36 Handtücher, die eines vornehmen Haushaltes entsprechend mehr. Zudem gehörten zur Aussteuer zumeist Ballen handgewebten Leinens in unterschiedlicher Qualität, die später für Windeln oder Kinderkleidung Verwendung finden sollten, sowie Federbetten, Porzellan, Gläser, Besteck, diverse Hausgerätschaften und Möbelstücke wie insbesondere der Brautschrank, das Ehebett und gewöhnlich auch schon eine Kinderwiege.

Spätestens ab der Konfirmation erhielten Mädchen entsprechende Geschenke, von ihren Paten sogar oftmals von Geburt an jährlich Stücke eines silbernen Essbestecks, das dann beim Erreichen der Volljährigkeit komplett war. Als immer mehr Frauen einen Beruf erlernten und vor der Ehe einer Arbeit nachgingen, wurde es üblich, dass sie einen Teil ihres Verdienstes für die Anschaffung der Aussteuer verwendeten. Wer es sich leisten konnte, musste dafür freilich nicht über Jahre hinweg sparen, sondern erwarb den »Trousseau«, wie man die Aussteuer in besseren Krei-